

Studien-Erinnerungen von Dr. Karin Staesche

Meine Wahl, in Tübingen zu studieren, kam durch meine Eltern, die beide in den zwanziger Jahren in Tübingen Geologie studiert hatten und begeistert von ihrer Studienzeit erzählten. Ich selbst wollte gern meine Lieblingsfächer Organische Chemie und Biologie im Studium vereinen, aber nicht fürs Lehramt. Auf den Rat meiner Chemie-Lehrerin entschloss ich mich zum Pharmaziestudium.

Als Pharmazeutin machte man damals vor dem Studium ein zweijähriges Praktikum in einer Apotheke, das mit einem Vorexamen abschloss. Erst dieses berechtigte zum Pharmaziestudium. Mit dem Vorexamen hatte man auch die Berechtigung in Apotheken zu arbeiten und sich damit in den Semesterferien das Studium zu verdienen. Das war für mich, als Älteste von fünf Geschwistern, sehr wichtig, da wir damals noch Studiengebühren zu zahlen hatten.

Für das Leben bekam ich allerdings von meinen Eltern pro Semestermonat 80 Mark bis zum Staatsexamen - was bei Sparsamkeit durchaus reichte, denn mein kleines Mansardenzimmer in der Neckarhalde (acht Quadratmeter mit ausschließlich schrägen Wänden, ohne fließend Wasser, mit Kanonenofen und mit kleinem, weit ausgebautem Fenster, das als Schreibtisch diente) kostete nur 25 Mark im Monat. In diesem Zimmer bereitete ich mich aufs Staatsexamen vor und lebte dort insgesamt neun Jahre. Erst als das Zusammenschreiben meiner Doktorarbeit bevorstand, zog ich in ein komfortableres, größeres Zimmer.

Durch das Apothekenpraktikum waren wir Pharmazeuten zum Studienbeginn zwei Jahre älter und auch reifer als viele Studenten, die direkt von der Schule kamen. Die Theorie, die ich für das Vorexamen lernte, erhöhte die Freude aufs Studium und erleichterte das Verstehen der Vorlesungen im ersten Semester.

Ich begann mein Studium mit 23 Jahren im Sommersemester 1955. Damals sagte der Rektor bei der Rektoratsübergabe, dass im Sommersemester 1954 erstmals die Zahl von 5000 Studenten überschritten wurde, und auch im Winter über 5000 geblieben ist. Ob er etwas über die Zahl der studierenden Frauen gesagt hat, - 51 Jahre nach Beginn des Frauenstudiums - ist mir nicht in Erinnerung.

Der Frauenanteil war aus meiner Sicht damals schon ganz normal. In der Pharmazie wurde er auf sechzig Prozent begrenzt, sonst wäre er wahrscheinlich noch höher, aber auch in der Botanik lag er sicher bei mehr als fünfzig Prozent. Das Verhalten der Professoren und Assistenten zu uns Studenten war durchaus normal, es gab weder Diskriminierungen noch Bevorzugungen der weiblichen Studenten.

Auch unter uns Studenten spielte das Geschlecht keine Rolle. Wir waren in unserem ganztägigen Praktikum im Labor eine große Gemeinschaft, halfen uns gegenseitig mit Geräten und Chemikalien aus, die man damals, einschließlich des destillierten Wassers, selbst zahlen musste und gab Tipps weiter, wenn man eine Erleichterung der Arbeit gefunden hatte. Wenn mal jemand (meist waren es die männlichen Studenten) seine Laborarbeit nicht durch die Vorlesung unterbrechen wollte, wurde er oder sie durch uns andere über den Inhalt der Vorlesung informiert.

Auch Spaß hatten wir in dieser Gemeinschaft. So haben wir – ausgerechnet während des praktischen Teils des Staatsexamens (1958) - am Faschingsdienstag jeder irgendeine verrückte Kopfbedeckung getragen, die unsere Arbeit nicht behinderte aber doch für eine fröhliche Stimmung sorgte.



Bei all dem war es aber üblich, sich mit Herr... beziehungsweise Fräulein ... per Sie anzureden (ausgenommen natürlich Freundinnen oder Freunde untereinander). Außerhalb des Praktikums und der vorgeschriebenen Vorlesungen und Übungen in den anderen Fächern lernte jeder für sich oder tat auch etwas anderes.

Ich habe von Anfang an auch zusätzliche Vorlesungen gehört und an Übungen teilgenommen, für die ich keinen Schein fürs Examen benötigte, z. B. in Biochemie und vor allem in Botanik. Dadurch brauchte ich die Abende und die übrige Freizeit voll, um die Vorlesungen nachzuarbeiten und das theoretische Wissen für die Praktika zu vertiefen. Meine „Freizeitaktivitäten“ bestanden im wesentlichen in der Teilnahme an botanischen Exkursionen. Obwohl ich, im Gegensatz zu den Biologiestudenten, dafür keinen Schein brauchte, konnte ich doch an jeder Exkursion teilnehmen, zu der ich mich angemeldet hatte. Dadurch lernte ich nicht nur die Flora, sondern zugleich die nähere und weitere Umgebung im Rahmen des Studiums kennen.

Bei den Doktoranden war der Frauenanteil wesentlich geringer. Im Pharmazeutischen Institut kann ich mich nur an zwei Doktorandinnen erinnern, die aber gar nicht am Unterricht beteiligt waren. Erst etwa acht bis zehn Jahre später unter dem Nachfolger gab es ein paar Doktorandinnen mehr, eine von ihnen arbeitete als Vorlesungsassistentin. In der Botanik gab es nur wenig mehr Doktorandinnen. In der Pharmakognosie (eigentlich „Pharmazeutische Bo-

tanik“), wo ich von 1959 bis 1966 promovierte, waren von insgesamt sieben Doktoranden immerhin nacheinander drei Frauen. Eine assistierte als wissenschaftliche Hilfskraft in den mikroskopischen Übungen und Vorlesungen bis zu meinem Staatsexamen. Anschließend machte ich dasselbe bis zu meiner Promotion.



Während dieser Zeit nahm die Zahl der Pharmaziestudenten so stark zu, dass wir in den meisten Semestern zwei, oft auch drei oder vier Übungen doppelt abhalten mussten. Auch damals lag der Frauenanteil bei etwa sechzig Prozent.

Professorinnen oder Dozentinnen gab es in meinen Fächern gar nicht. Aber während ich promovierte, habilitierte sich eine Dame in der Speziellen Botanik. Sie gab auch selbstständige Kurse. Am Botanischen Institut war eine bereits ältere Wissenschaftlerin angestellt, von der gesagt wurde, ihr habe man die Habilitation verweigert. Sie hielt sehr interessante Vorlesungen über sekundäre Pflanzenstoffe, die ich regelmäßig besuchte. Da sie aber nicht zu den fürs Examen notwendigen Vorlesungen gehörte, waren wir immer nur ganz wenige Hörer. Von ihr erhielt ich gute Anregungen für die Mikrophotographie und für die Gestaltung der verschiedenen Tabellen und Kurven in meiner Doktorarbeit. Ein Kommilitone hat seine Doktorarbeit unter ihrer Anleitung gemacht, galt aber offiziell als Doktorand des Institutsleiters.

Ich wollte gern bei der Wissenschaft bleiben. Mein Doktorvater hat mit auch gut zugeredet und mir sogar ein Forschungsstipendium verschafft. Da er aber als Apl. Professor kurz vor der Pensionierung stand, wurde mir nicht nur die jahrelang versprochene Assistentenstelle aus Rücksicht auf den Nachfolger verweigert, sondern der Institutsleiter erklärte mir, dass er mich zwar für ebenso gut halte wie seine männlichen Assistenten, aber als Frau müsse ich dreimal so gut sein, und das wäre doch wohl nicht der Fall – was ich zugeben musste.

Damals (1968/69) hatte ich den Auftrag, im Handbuch der Lebensmittelchemie die Gewürze zu bearbeiten. Dafür musste ich Literaturstudien auch in der Institutsbibliothek des Pharmazeutischen Instituts betreiben. Dabei traf ich den dortigen Institutsleiter, der sich sehr erstaunt zeigte, was ich denn immer noch im Institut mache. Ich hätte doch meine wissenschaftliche Arbeit abgeschlossen und hätte damit die Uni zu verlassen. Er ließ mich zwar weiter arbeiten, als er den Grund erfahren hatte, aber ich hatte den Eindruck, unerwünscht zu sein.

So habe ich schließlich bei der Pharmazeutischen Industrie eine mir angebotene Stellung als Pharmakognostin in der Phytoforschung angenommen. Bei meiner Arbeit konnte ich einen großen Teil dessen, was ich bei Studium und Promotion gelernt hatte, verwerten. Aber diese Begeisterung, die ich in Tübingen hatte, hatte ich leider nicht mehr in dem Maße, wenn auch die Arbeit mir Freude machte.